

ständig klar: Johannes Paul II. möchte vor allem die Einheit der Kirche wahren und ein *Schisma vermeiden*, das dann einträte, wenn Lefebvre seine Ankündigung, Ende Juni drei Bischöfe zu weihen, wahr machen würde. Der Brief schließt dementsprechend auch mit der Aufforderung an den Präfekten der Glaubenskongregation, seine Bemühungen um eine Verständigung mit dem Traditionalistenführer *fortzusetzen*. Der Papst läßt auch Verständnis für manche Anliegen Lefebvres erkennen: Einige Mißbräuche im Zuge des nachkonziliaren Verlangens nach Erneuerung, so der Brief, könnten und müßten sogar berechnete Einwände hervorrufen. Dem folgt aber im nächsten Satz der Hinweis, man dürfe nicht wegen solcher Übertreibungen „jegliche gesunde ‚Erneuerung‘ nach Geist und Buchstaben des Konzils“ zurückweisen.

Das ganze Schreiben argumentiert nach diesem Muster. Der Papst gibt den Traditionalisten insofern recht, als er das Konzil als Bekräftigung und Bestätigung der von der Kirche unter der Führung des Lehramts durch die Jahrhunderte hindurch bewahrten Tradition deutet und den nachkonziliaren „Progressismus“ geißelt. Gleichzeitig verlangt er von ihnen aber auch ein Ja zum Bemühen des Konzils, den Glauben und die Pastoral der Kirche zu erneuern, sie der „großen Menschheitsfamilie der heutigen Welt näherzubringen“. Auf diese sorgsam austarierte Equilibristik könnte sich Erzbischof Lefebvre allerdings nur *unter Preisgabe seiner zentralen Vorwürfe* gegenüber der Kirche des Zweiten Vatikanums einlassen. In seiner Sicht hat ja das Konzil nicht die immerwährende Tradition der Kirche ausgelegt, sondern in entscheidenden Punkten mit ihr gebrochen. Auch wenn das päpstliche Schreiben die einzelnen Dissenspunkte nicht nennt: Lefebvres Ablehnung der Religionsfreiheit und des Ökumenismus lassen sich in der Konzilshermeneutik, die Johannes Paul II. in seinem Brief an Kardinal Ratzinger darlegt, nicht unterbringen.

Auch nach diesem Schreiben ist deshalb schwer vorstellbar, daß eine

Einigung zwischen dem Apostolischen Stuhl und dem Traditionalistenführer in der Sache zustande kommen könnte. Vielleicht steht hinter der päpstlichen Initiative aber weniger die Hoffnung auf eine baldige Verständigung als auch diesmal wieder der Wunsch, *Zeit zu gewinnen*, durch den eindringlichen Hinweis auf das hohe Gut der kirchlichen Einheit Lefebvre doch noch einmal von dem Vorhaben der Bischofsweihe abzubringen. Nachdem zunächst Erzbischof Lefebvre die römischen Stellen durch seine ultimativen Ankündigungen in gewissen *Zugzwang* gebracht hatte, scheint im Gegenzug jetzt der Papst in die Offensive gegangen zu sein. ru

Ungefragt

Die Ernennung eines Koadjutors für das Bistum Chur

Bei der Ernennung von *Pierre Mamie* zum Weihbischof von Lausanne, Genf und Freiburg im Jahre 1968 gab es in der Schweiz zum ersten Mal auch von seiten des Klerus gegen eine Bischofsernennung öffentlichen Widerspruch. Der gegenwärtige Widerspruch gegen die am 8. April bekanntgewordene Ernennung von *Wolfgang Haas* zum Koadjutor des Bistums Chur ist deshalb nicht erstmalig, in seiner Breite aber doch *einmalig*: er richtet sich sowohl gegen die Person des Ernannten als auch gegen das Verfahren seiner Ernennung.

Der Bischof von Chur hatte – wie vor ihm die Bischöfe von Basel und von Lausanne, Genf und Freiburg – den Papst um einen Weihbischof gebeten und dies am 8. Oktober 1987 offiziell bekanntgegeben. Bereits damals galt Wolfgang Haas, Kanzler und Offizial des Bistums Chur, als aussichtsreichster Kandidat. Als in der Folge zu befürchten war, daß ein Weihbischof mit Nachfolgerecht, also ein Koadjutor ernannt werden könnte, wurde eine Delegation des Domkapitels beim Apostolischen Nuntius vorstel-

lig. Denn bis 1948 hatte das Churer Domkapitel ein weitgehendes Bischofswahlrecht; dem Papst war nur die Bestätigung vorbehalten. 1948 wurde dieses Privileg so eingeschränkt, daß dem Domkapitel die Wahl des Bischofs aus einer vom Papst vorgeschlagenen Dreierliste verblieb.

Mit der Ernennung eines Koadjutors wurde dieses verbriefte Recht des Domkapitels nun bereits zum zweiten Mal ausgespielt und damit eine echte Mitsprachemöglichkeit der Ortskirche vertan. Die Bedenken des Domkapitels wurden von der Kongregation für die Bischöfe oder auch von schweizerischen Persönlichkeiten, die diese Kongregation beraten haben, offenbar nicht besonders gewichtet. Aus der Sicht der zentralen Kirchenleitung scheinen Mißmut und Widerspruch in einer Ortskirche zu den vorübergehenden und längerfristig folgenlosen Begleiterscheinungen einer zentralen Personalpolitik zu gehören.

Die Laufbahnen des Bischofs von Chur und seines neuen Koadjutors weisen eine große Übereinstimmung auf: 1957 wurde der damals 40jährige Bischöfliche Kanzler *Johannes Vonderach* Koadjutor des 81jährigen Bischofs *Christianus Caminada*, und 1962 trat er nach dessen Tod seine Nachfolge an. 1988 wurde der in diesem Sommer 40jährige Bischöfliche Kanzler Wolfgang Haas Koadjutor des 72jährigen Bischofs Johannes Vonderach, so daß er 1991 dessen Nachfolge antreten und 32 Jahre Diözesanbischof sein könnte. Beide Persönlichkeiten wurden aus einer kirchlichen Verwaltungslaufbahn heraus auf den Bischofsstuhl berufen, und beide wählten einen marianischen Wahlspruch. Die Sicherung der Konstanz in der Bistumsleitung scheint deshalb zu den entscheidenden Motiven der römischen Ernennung zu gehören.

Konstanz scheint auch der Persönlichkeitsanteil von Wolfgang Haas zu sein, der ihn zu diesem Amt geführt hat. Seine Laufbahn verlief gradlinig, und Gradlinigkeit wird auch seiner kirchlichen Einstellung nachgesagt.

Er steht vorbehaltlos für die kirchenamtlichen Positionen in umstrittenen Lehrfragen ein; er hat sich beispielsweise, offenbar nachweislich, nie kritisch zu „*Humanae vitae*“ oder „*Familiaris consortio*“ geäußert. Diese Gradlinigkeit vertritt er allerdings mit einer persönlichen Liebenswürdigkeit und Umgänglichkeit, die ihn bereits als Kanzler ausgezeichnet hatten. Wo ihm seine Gradlinigkeit in die Quere kommt, trägt er sie unbeirrt und unbeirrbar durch.

Von seiten nicht nur des Klerus wird dem neuen Koadjutor vorgehalten, er habe – außer gelegentlichen Sonntagsaushilfen – keine seelsorgerliche Erfahrung. Gemeint ist damit wohl, daß von ihm keine pastoralen Impulse erwartet werden, sondern das im Bistum Chur gewohnte Verhalten: den anstehenden und schon länger anstehenden pastoralen Schwierigkeiten so zu begegnen, daß es möglichst zu keinen theologischen Auseinandersetzungen kommt und möglichst keine Schwierigkeiten mit der zentralen Kirchenleitung gibt.

Ziel der zentralen Personalpolitik ist demnach offensichtlich, Bischöfe einzusetzen, die auf pastorale Schwierigkeiten nicht mit Lösungsvorschlägen antworten, die den zentralen lehramtlichen Vorgaben zuwiderlaufen könnten. Daß auch in einer Ortskirche tragfähige neue Lösungen gefunden werden können, fällt so praktisch außer Betracht. Das Ziel ist klar: die zentrale Personalpolitik und die zentrale Lehrpolitik sollen möglichst nahtlos übereinstimmen. we

Phänomen

Die Zeitschrift „Prier“ besteht seit zehn Jahren

Wenn bei der französischen katholischen Monatszeitschrift „Prier“ an das Erscheinen ihrer ersten Ausgaben im Mai 1978, also vor genau zehn Jahren, zu erinnern ist, dann nicht nur, weil den Erfolg dieser Zeitschrift lange Zeit wohl die meisten nicht für

möglich gehalten hätten. Vielmehr gilt es, auf eine Zeitschrift aufmerksam zu machen, deren Erscheinen und publizistischer Erfolg für die Lage von Glaube und Religion im Frankreich der letzten Jahre überaus kennzeichnend geworden sind.

„Prier“ ist gleich *in doppelter Hinsicht ein Erfolg*: zunächst einmal rein *publizistisch*. Während auch in Frankreich der religiöse Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt im allgemeinen eher mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, vermochte sich mit „Prier“ geradezu über Nacht ein Zeitschriftentitel zu etablieren, der sich – mit nichts beschäftigt als mit Beten ... Auch in Frankreich dürfte das Gebet lange Zeit eher als mit dem publizistischen Genus Zeitschrift unverträglich angesehen worden sein – jedenfalls mußte auch das Projekt „Prier“ erst gegen allerlei Widerstände durchgefochten werden. Aber der Erfolg der Zeitschrift ließ solche Bedenken schnell ins Leere laufen: Die erste Nummer hatte eine Auflage von 12 000 Exemplaren und war im Nu vergriffen. Die 25 000 Abonnenten, die man nach anderthalb Jahren zu erreichen hoffte, war bereits nach sechs Monaten erreicht. Inzwischen sind es über 80 000 Abonnenten, und die Leserschaft wird auf 400 000 geschätzt.

Aber nicht nur der äußere Erfolg gab den Verantwortlichen im Pariser Verlagshaus Malesherbes-Publications (der frühere Name war: Publications de La Vie Catholique) recht. Auch das *Konzept* überzeugte: In den 36seitigen Heften mit groß geschnittenen Schwarzweißaufnahmen und großen Schrifttypen wird nicht über das Beten theologisiert. Das Beten ist nicht der distanziert in den Blick genommene Berichts- und Analysegegenstand im Sinne einer Zeitschrift über das Gebet. „Prier“ kann man in großen Teilen nur lesen, indem man sich selbst mit ins Gebet hineinnehmen läßt. Gebete aus der jüdisch-christlichen Tradition, aber auch aus der anderer Weltreligionen werden abgedruckt, große Gestalten der Gebetsgeschichte wie auch der Zeitgeschichte porträtiert, Klöster und Ordensgemeinschaften in ihrer besonde-

ren Spiritualität vorgestellt. Die Zeitschrift ist nicht einer speziellen Spiritualitätstradition zuzuordnen. Sie ist – was für die Verhältnisse auch in Frankreich so abwegig nicht wäre – erst recht kein Organ charismatischer Gruppen. Es spricht aus ihr keine weltlose Innerlichkeit, auch nicht das Pseudoideal einer sich zeitlos gebenden Gebetstradition, die es nun nur immer wieder zu reproduzieren gelte. Im Gegenteil: Gebetsgemeinschaften und -Gruppen erzählen von ihrer Art zu beten.

„Prier“ gilt in Frankreich als ein Beispiel für das, was man in den letzten Jahren „*retour du religieux*“ nennt: Nach Jahren einer – zuweilen extremen – Politisierung von Teilen des französischen Katholizismus im Anschluß an das magische Datum vom Mai 1968 setzte Mitte bis Ende der 70er Jahre ein Umschwung ins Spirituelle ein. Auch die Biographie des Gründers von „Prier“, des Journalisten *Jean-Pierre Dubois-Dumée*, einem Laien, spiegelt in gewisser Weise diese Entwicklungslinien wider: Wenn auch schon in der frühen Nachkriegszeit, stieß er bezeichnenderweise von der linkskatholischen Wochenzeitung „*Témoignage Chrétien*“ zu *Georges Hourdin* und seinem Verlagshaus am Boulevard Malesherbes.

Ob „Prier“ wirklich so französisch ist, daß sich die Frage, warum es Ähnliches nicht auch im deutschsprachigen Raum gibt, erübrigt, läßt sich im letzten nur schwer entscheiden. Dennoch wäre angesichts des Erfolgs von „Prier“ zu fragen, ob (auch bei uns) wirklich schon alles versucht wird, mit einem mediengewohnten Publikum neue Kommunikationsformen für den Umgang mit dem alltäglich gelebten Glauben zu entwickeln.

Müssen Möglichkeiten eines Zum-Glauben-angeregt-Werdens bzw. einer Kircheng Zugehörigkeit via Medien möglicherweise doch erster genommen werden, als dies bisher geschieht? Auch die Fixierung auf das öffentliche Gebet (bei Gottesdiensten) hat ihre Grenzen: Ohne das alltägliche private bzw. in kleinen Gemeinschaften praktizierte Gebet wird auch jenes weiter ins Rutschen geraten. nt